

weise dem Medientyp oder der anvisierten Zielgruppe. Die Arbeit geht durchwegs von der Prämisse des Total Quality Managements (TQM) aus – also der Forderung nach einem ganzheitlichen Qualitätsmanagement. Demnach sollte jede Redaktion Qualitätsziele und -kriterien formulieren und sich diesen Zielen in einem fortlaufenden Prozess des Qualitätsmanagements annähern bzw. sie aktualisieren.

In einem umfangreichen theoretischen Teil trägt die Autorin auf Basis einer Literaturlauswertung alle möglichen Aspekte der journalistischen Qualität und des Qualitätsmanagements zusammen. Der Schwerpunkt der anschließenden empirischen Untersuchung liegt auf den redaktionellen Routinen als Instrumenten des Qualitätsmanagements: von der Zielformulierung (z. B. in Leitbildern, Kodizes oder Styleguides) über persönliche Zielvereinbarungen und Leistungslohnsysteme, Publikumsforschung und Marketing-Maßnahmen, handwerkliche Routinen wie Auswahl, Recherche oder Gegenlesen bis zur Kommunikations- und Kritikkultur.

Ein schriftlicher Fragebogen ging an jeweils einen ausgesuchten Chefredakteur/CvD/Redakteur von 549 deutschen Nachrichtenredaktionen aller Medien. Da es sich um eine Vollerhebung handelt, ist der Rücklauf von 47 Prozent respektabel. Abgefragt wurden sowohl die generellen Ansätze des Qualitätsmanagements in der jeweiligen Redaktion als auch die eingesetzten Instrumente. Wir wissen nun zum Beispiel, dass nur fünf Prozent der Nachrichtenredaktionen eine TQM-Initiative haben, dass aber 31 Prozent andere Qualitätsmanagementstrategien einsetzen. 54 Prozent geben an, dass ihre Redaktion spezielle Qualitätsziele für ihr Medienprodukt schriftlich formuliert hat. Instanz zur Überprüfung und Aktualisierung der Ziele ist für viele die Redaktionskonferenz, fast ein Drittel hat eigene Qualitätskonferenzen.

Insgesamt wird das Qualitätsmanagement in öffentlich-rechtlichen Redaktionen am umfangreichsten umgesetzt. Großes Manko ist in den Nachrichtenredaktionen durchwegs eine mangelnde Orientierung an den Mitarbeitern: Instrumente der Mitarbeitermotivation werden kaum genutzt.

Besonderen Wert für die redaktionelle Praxis hat das Buch in den Anregungen im letzten Kapitel – einem »Ideenkatalog redaktionellen Qualitätsmanagements«. Allerdings bleiben am Ende Fragen offen: Wir wissen nun zwar, wie viele Prozent der Nachrichtenredaktionen ein bestimmtes

Instrument einsetzen. Wünschenswert wären aber Case Studies (»best practice«), wie die Instrumente sinnvoll kombiniert und evaluiert werden – wie eine TQM-Redaktion konkret tickt. Von den 13 gefundenen TQM-Redaktionen hätte man einige vorstellen und analysieren können.

Und eine weitere Frage drängt sich auf: Warum wurden nur die Routinen, nicht auch die Strukturen betrachtet? Auch redaktionelle Strukturen können qualitätshemmend oder -fördernd sein. Die Optimierung von Workflows und Einführung flacher Hierarchien – zum Beispiel mit Newsdesks und in crossmedialen Newsrooms – kann grundsätzlich auch als Element des Qualitätsmanagements analysiert werden.

KLAUS MEIER, Darmstadt

Jürgen Gerhards/Mike Steffen Schäfer: *Die Herstellung einer öffentlichen Hegemonie*. Humangenomforschung in der deutschen und der US-amerikanischen Presse. – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, 279 Seiten, Eur 34,90.

Martina Leonarz: *Gentechnik im Fernsehen*. Eine Framing-Analyse. – Konstanz: UVK 2006, 309 Seiten, Eur 29,-.

Eines der zentralen Themen der Wissenschaftskommunikation ist die Gentechnik mit ihren wissenschaftlichen und technischen Entwicklungen. Sie findet zunehmend Einzug in die Medienberichterstattung und wird somit interessant für kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen. Im letzten Jahr sind dazu zwei einschlägige Bücher erschienen: der Bericht eines größeren Forschungsprojekts von Jürgen Gerhards und Mike Steffen Schäfer (Berlin) sowie eine Dissertation von Martina Leonarz (Zürich).

Der Studie von Gerhards und Schäfer liegt ein vom BMBF finanziertes Drittmittelprojekt zugrunde. Das Buch verfolgt zwei Fragestellungen: Beschrieben und erklärt werden soll der Erfolg öffentlicher Meinungsbildung beim Thema Humangenomforschung. Die Autoren verwenden ein Öffentlichkeitsmodell, das Gerhards vor zehn Jahren vorstellte. Der Reiz des Buches liegt darin, dass Öffentlichkeit systemtheoretisch verortet und dennoch für eine umfassende empirische Analyse zugänglich gemacht wird.

Analysiert werden drei Dimensionen der Be-

richterstattung; die Repräsentanz von Akteuren (»Standing«), die Inhalte der Berichterstattung und deren Bewertung sowie schließlich das Framing der Debatte. Framing wird hier als jeweils benutzte Argumentation und Deutung zur Begründung von Positionen verstanden. Gerade der internationale Vergleich macht es möglich, die nationale Fixierung zu überwinden und die Spezifika nationaler Diskurse zu verstehen.

Der eigentlichen Inhaltsanalyse ist eine Dokumentanalyse von wichtigen Positionspapieren, Stellungnahmen und Pressemitteilungen vorge-schaltet. Untersucht werden dann 792 ausgewählte Artikel der »FAZ« und »SZ« (Deutschland) sowie der »New York Times« und »Washington Post« (USA) in den Jahren 1999 bis 2001. Die Verschlagwortung garantiert, dass auch der politische Kontext der Auseinandersetzung angemessen repräsentiert wird.

Ein erstes Ergebnis besagt, dass sowohl in Deutschland als auch in den USA die wissenschaftlichen Akteure den Diskurs dominieren. Deutlich weniger kommen Vertreter der Politik und der Wirtschaft zu Wort; Nicht-Regierungsorganisationen und soziale Bewegungen, Kirchen, Künstler oder Wohlfahrtsverbände sind nur marginal auffindbar. Ferner zeigt sich, dass Humangenomforschung meistens positiv bewertet wird. Beim Framing dominieren wissenschaftlich-medizinische Deutungsrahmen (60 Prozent). Ethisch-soziale Dimensionen, ökonomische oder politische Deutungen kommen seltener vor. Während wissenschaftlich-medizinische Deutungen eher unterstützt werden, erfahren ethisch-soziale Deutungen eine Ablehnung.

Zusätzlich wird das Internet untersucht. Hier zeigt sich in den USA im Vergleich zu Deutschland eine doppelt so starke Dominanz der Wissenschaft. So kommen dort auch Vertreter der Zivilgesellschaft (soziale Bewegungen, NGOs und engagierte Privatbürger) zu Wort. Während in den USA politische Akteure und negative Wertungen kaum auftreten, wird in Deutschland ein Fünftel aller Beiträge zur Humangenomforschung im Internet negativ bewertet.

Spezifische Diskurscharakteristika lassen sich u. a. über die Rolle der Journalisten erklären: Sie kommen in knapp 50 Prozent der Beiträge selbst zu Wort; in den USA äußern sie sich jedoch deutlich häufiger positiv als in Deutschland. Auch die Journalisten deuten das Thema wissenschaftlich-medizinisch.

Untersucht werden sollen abschließend Agenda-Building-Prozesse. Dazu werden für Wissen-

schaft, Wirtschaft und Politik sowie Zivilgesellschaft geeignete Indikatoren gefunden. Man kann diesen Abschnitt des Buches als instruktive Sozial- und Kommunikationsgeschichte der Humangenomforschung lesen. Die stärkere Repräsentanz von Wirtschaftsakteuren sowie von Bio- und Naturwissenschaftlern in den US-Medien erklärt die positivere Darstellung dort. In Deutschland hingegen kommen eher Akteure der Zivilgesellschaft sowie aus den Sozial- und Geisteswissenschaften zu Wort, der Tenor ist hier negativer.

Die Autoren legen eine originelle Studie vor. Positiv ist auch zu vermerken, dass die Fragestellungen nicht nur auf kommunikationswissenschaftliche Konzepte, sondern auch auf eine breite, soziologisch ambitionierte Öffentlichkeitstheorie zurückgreifen. Die empirisch ermittelte Standing-, Bewertungs- und Framingstruktur wird gut deutlich. Möglicherweise könnte sie jedoch noch tiefer ausgewertet werden. Das würde indes den Rahmen dieses Buches sprengen. Mediziner, Ethikern sowie PR-Spezialisten sei diese gelungene und instruktive Studie zum Lesen und Nachschlagen sehr empfohlen.

Die Dissertation von Martina Leonarz widmet sich ebenfalls dem Thema Gentechnik und Medien. Aus der Perspektive des Framing-Ansatzes, verbunden mit einigen Erkenntnissen über Risikokommunikation, setzt sie sich das Ziel, Frames der schweizerischen Fernsehberichterstattung herauszuarbeiten. Aus der theoretischen und empirischen Darstellung zum Stand der Framing-Forschung leitet die Autorin zwei Forschungsdesiderate ab, denen sie mit ihrer Untersuchung entgegenzutreten möchte. So diskutiert sie methodische Schwierigkeiten, die sich bei der Erhebung von Frames ergeben und plädiert für eine stärkere Berücksichtigung des visuellen Framings. Methodisch schlägt sie ein zweistufiges Inhaltsanalyseverfahren vor, das aus einem quantitativen und einem qualitativen Teil besteht. Diese Kombination sei anzustreben, »um die Vorteile beider Herangehensweisen auszunutzen, namentlich die Erfassung von latenter Bedeutung (deduktiv) und die Möglichkeit, neue Frames zu entdecken (induktiv)« (S. 155). Aufgrund der zentralen Befunde zum aktuellen Stand des Framing-Ansatzes weist Leonarz darauf hin, dass das visuelle Framing »auf theoretischer Ebene wie auch auf der Ebene der empirischen Umsetzung weitere[r] Untersuchungen [bedarf]« (ebd.). Dem kann man natürlich zustimmen.

Insgesamt gehen 282 Fernsehbeiträge in die Analyse ein. Davon stammen 191 aus fünf tagesaktuellen Nachrichtensendungen und 91 aus fünf Magazinformaten. Im ersten Schritt wurden die Beiträge einer semantisch-pragmatischen Inhaltsanalyse unterzogen, die sowohl auf der formalen, der inhaltlichen als auch auf der Bildebene durchgeführt wurde. Um die Frames zu identifizieren, wendet die Autorin ein dreistufiges Clusterverfahren an. Werden anfänglich 25 Typen anhand der Variablen »Themen«, »Akteure« und »artikulierte Vor- und Nachteile« generiert, reduziert sie dann im zweiten und dritten Clusterschritt sukzessive die Clusteranzahl. So bildet sie letztlich acht Frametypen der Gentechnikbeurteilung.

Für den qualitativen Teil der Studie wählt die Autorin nach den Kriterien Sendeformat, Sendedatum und Themenbreite des Clusters 62 Beiträge aus den acht Frametypen aus, um sie einer hermeneutischen Bildanalyse zu unterziehen. Die Analyse erfasst einerseits den Phänomensinn, andererseits den Bedeutungssinn. Im Anschluss an die qualitative Analyse wurden die Ergebnisse mit denen der quantitativen Analyse verknüpft und anhand der Forschungsfragen interpretiert.

Die acht von Martina Leonarz identifizierten Frames lassen sich aus drei Bewertungsperspektiven charakterisieren: 1. die positiven, zukunftsorientierten Frames, 2. die regulativen, ambivalenten Frames und 3. die negativen, skeptischen Frames. Die in früheren Studien bereits belegte Zweiteilung der tendenziell positiv dargestellten roten Gentechnik und der negativ dargestellten grünen Gentechnik bestätigt sich auch in der vorliegenden Studie. Die grüne Gentechnik wird vorwiegend als problematisch erachtet und stärker ereignis- und konfliktzentriert präsentiert. Die rote Gentechnik, insbesondere die embryonale Stammzellenforschung, wird grundsätzlich befürwortet. Es wird deutlich, dass der Gentechnikdiskurs im schweizerischen Fernsehen politisiert wird. Dies zeigt sich besonders in den tagesaktuellen Nachrichten, weniger in den Magazinformaten. Was die Bildebene anbelangt, belegen die Ergebnisse, dass das verwendete Bildmaterial eher stereotyp und Text unterstützend eingesetzt wird. Das Bildmaterial bestimmt demnach nicht über den Frame eines Beitrags.

Im Kapitel »Bezugnahme auf bereits bestehende Frames« (Kap. 13.2.5) zeigt Martina Leonarz, dass die von ihr generierten Frames durchaus mit bereits etablierten Frames zur Gentechnikbe-

urteilung korrespondieren. Dies kann einerseits als Validitätskriterium begriffen werden, andererseits lässt sich hier die kritische Nachfrage anschließen, welchen methodischen und empirischen Vorteil das zweistufige Auswertungsverfahren bringt. Hier wäre eine intensivere methodische Reflexion wünschenswert gewesen.

Die Autorin legt eine Studie vor, die für den interessierten Leser einen weiteren Überblick über den Stand der Framing-Forschung liefert. Im empirischen Teil sind besonders die qualitativen Ergebnisse aufschlussreich und erlauben tiefer gehende Einblicke in die Strukturen der Fernsehbeiträge. Eine übersichtlichere Gliederung mit etwas weniger literarischen Kapitelüberschriften (siehe z. B. Kap. 2.2 »Nicht alle Risiken sind gleich« oder Kap. 8.1 »Bilder meist Frame unterstützend betrachtet«) wäre jedoch bei der Lektüre der Studie hilfreich gewesen.

JUTTA MILDE/GEORG RUHRMANN, Jena

Martin Emmer: *Politische Mobilisierung durch das Internet?* Eine kommunikationswissenschaftliche Untersuchung zur Wirkung eines neuen Mediums. – München: Verlag Reinhard Fischer 2005 (= Reihe: Internet Research; Bd. 22), 261 Seiten, Eur 22,-.

Wie verändert das Internet die individuelle politische Kommunikation? Martin Emmer will diese Frage mit Hilfe eines Modells rationaler Wahl beantworten: Nach dem RREEMM-Modell von Hartmut Esser resultieren Kommunikationsaktivitäten aus der subjektiven Abwägung von Restriktionen und Nutzenerwartungen. Für diese anspruchsvolle Prüfung dieses komplexen Modells standen dem Autor die Daten einer Panelstudie zur Verfügung, die an der TU Ilmenau in den Jahren 2002 und 2003 als repräsentative Bevölkerungsbefragung durchgeführt worden war. In der Datenauswertung geht Emmer akribisch und selbstkritisch vor. Einen Zusammenhang zwischen dem Kosten-Nutzen-Verhältnis und der Stärke der politischen Kommunikationsaktivitäten kann er letztlich nicht nachweisen.

Bei aller statistischer Virtuosität, die Emmer in seiner Dissertation demonstriert: Fast hat man den Eindruck, als ob das Modell an einem beliebigen Datensatz getestet worden ist. Das nur drei Seiten lange Kapitel über die »Rolle des Internets in der Politik« ist – angesichts der Fülle an Lite-